

# **Sich vom Schmerz des Anderen berühren lassen**

## **Wenn Diakonie weh tut**

---

*Christine Siegl*

### **1. Einstimmung: Szenen aus der Bahnhofsmission<sup>1</sup>**

»Da kommt immer eine Frau mit offenen Beinen zu uns. Das eitert und stinkt. Das muss unglaublich weh tun. Aber im Krankenhaus nehmen sie die nicht mehr.«

»Das tut einem schon weh, wenn man das so mitbekommt, wie die Drogensüchtigen immer und immer weiter da reinrutschen, und man gar nichts machen kann. Der wird auf der Straße sterben.«

»Die (Kollegin) kann die Reisebegleitung einfach nicht mehr machen. Die bekommt so Rückenschmerzen, wenn sie länger im Zug sitzt. Das geht einfach nicht mehr.«

### **2. Einleitung**

Diakonische Arbeit ist in vielerlei Hinsicht mit Schmerzen konfrontiert. Erstens setzt sie sich mit den Schmerzen derjenigen auseinander, die ihre Dienste in Anspruch nehmen: Ganz explizit in den Kranken- und Pflegeeinrichtungen, aber auch in den Beratungs- und Hilfestellen, wie sie Bahnhofsmissionen darstellen, und in der Seelsorge erwarten Menschen für ihre leiblichen und seelischen Wunden Linderung. Als biblisches Leitbild fungiert dabei das Gleichnis vom Barmherzigen Samariter, den die Schmerzen des unter die Räuber Gefallenen zu konkretem Hilfethandeln bewegten: »[Er] ging zu ihm hin, goss Öl und Wein auf seine Wunden und verband sie. Dann hob er ihn auf sein eigenes Reittier, brachte ihn zu einer Herberge und sorgte für ihn.« (Lk 10,34)

Dass die Begegnung mit den Schmerzen anderer Mit-Leid hervorruft gilt dabei zweitens als Voraussetzung und Kennzeichen christlichen Hilfethandelns. Im Ge-

---

<sup>1</sup> Der Beitrag steht im Zusammenhang mit dem DFG-Forschungsprojekt »Nächste Hilfe am Bahnhof: Eine praktisch-theologische Untersuchung der Bahnhofsmission.« Die Interviewdaten entstammen der dazugehörigen empirischen Forschung.

gensatz zu Priester und Levit des genannten Gleichnisses, die den Verwundeten zwar ausdrücklich sehen, dann aber vorbeigehen, heißt es vom Samariter: »[Er] kam zu ihm; er sah ihn und hatte Mitleid.« (V33b)

Und schließlich werden drittens auch die negativen und schmerhaften Auswirkungen des helfenden Handelns für die Akteure selbst diskutiert. Die Entscheidung des Samariters, den Verwundeten am Folgetag in der Herberge zurückzulassen und sich ihm erst auf dem Rückweg wieder auszusetzen, ist auch im diakonischen Handeln immer wieder ein leidvoller und schwer auszuhandelnder Prozess.

Diesen drei Aspekten des Schmerzes soll im Folgenden nachgegangen werden, was dann in skizzenhafte Gedanken zu einer schmerzsensiblen Diakonie mündet.

### 3. Die Schmerzen der Anderen

Mit der Leiblichkeit als anthropologisches Grundcharakteristikum ist dem Menschen ein »oszillierende[s] Ineinander von Körper-Haben und Leib-Sein«<sup>2</sup> aufgegeben, das zum Ausgangspunkt von potentiellen Schmerzerfahrungen wird: Im Schmerz wird die Passivität des Körper-Habens und damit die Verletzlichkeit des Leibes eindrücklich erlebbar. In Folge der Schmerzen beschränken sich die Handlungsspielräume des Menschen zunehmend. Der Schmerz unter- oder zerbricht seine Verankerung in der sozialen Welt, was schließlich im Verlust des Vertrauens in seinen sozialen und natürlichen Lebensraum gipfelt.<sup>3</sup>

Als besonders problematisch stellt sich dabei der Potenzierungscharakter solcher Bedrohungen heraus: Gerade bei Menschen im sozialen Abseits der Gesellschaft sind Verletzungsphänomene nie nur auf einzelne Bereiche (z.B. eine Wunde) beschränkt, sondern greifen auf weitere Dimensionen ihres Mensch-Seins über: In der Obdachlosigkeit sind sie nicht nur den Wettereinflüssen, sondern auch unterschiedlichen Formen von Gewalt ausgesetzt. Arbeitslosigkeit gefährdet nicht nur das Bedürfnis nach sozialer Anerkennung, sondern auch den gesunden Umgang mit dem eigenen Körper. Soziale Arbeit bemüht sich deshalb gerade darum, in »ganzheitliche[r] Ausrichtung und sozialökologische[r] Präsenz in der Lebenswelt der Klientel«<sup>4</sup> die Verletzungen inklusive ihrer Folgeschäden in den Blick zu neh-

2 Bieler, Andrea: Verletzliches Leben. Horizonte einer Theologie der Seelsorge. Arbeiten zur Pastoraltheologie, Liturgik und Hymnologie (= Arbeiten zur Pastoraltheologie, Liturgik und Hymnologie, Band 90), Göttingen: 2017, S. 27.

3 S. A. Bieler: 2017, S. 148 und Grüny, Christian: Zerstörte Erfahrung. Eine Phänomenologie des Schmerzes, Würzburg: 2004, S. 39. Dort auch zur verschärften Situation »Wenn alle Hilfsangebote sich als ungenügend erwiesen haben und die Bitte um Hilfe zwar nicht ungehört verhallt, aber dennoch nicht erfüllt werde kann [...].« S. dazu Abschnitt 5.

4 Vorheyer, Claudia: Prostitution und Menschenhandel als Verwaltungsproblem. Eine qualitative Untersuchung über den beruflichen Habitus, Bielefeld: 2010, S. 122.

men und zunächst eine Erfüllung der Grundbedürfnisse zu ermöglichen. In den Bahnhofsmissionen als Einrichtungen von Diakonie und Caritas wird dies auf der Basis eines christlichen Menschen- und Gottesbildes an über 100 Orten deutschlandweit in die Tat umgesetzt.

Die Vulnerabilität mit sich bringende Leiblichkeit des Menschen stellt in biblischer Darstellung eine Facette der Geschöpflichkeit dar. Damit ist nicht nur Individualität und Unverwechselbarkeit, sondern auch die unverlierbare Würde jedes Menschen jenseits aller Leistungsfähigkeit angesprochen.<sup>5</sup> Festgehalten und begründet ist damit auch die das christliche Hilfsverständnis in besonderem Maße prägende gegenseitige bzw. allgemeine Bedürftigkeit des Menschen. Als in diese Welt hineingestellte und damit der Endlichkeit ausgesetzte Geschöpfe verbindet alle Menschen eine grundsätzliche Hilfsbedürftigkeit, die sich nicht nur auf die Anfangs-, Krisen- und Endphasen der Existenz beschränkt. Diakonie als christliches Handeln aus Nächstenliebe kann sich deshalb nicht der Erkenntnis entziehen, dass letztlich jedes Menschenleben Schmerzen und Leid ausgesetzt ist. Eine hierarchische Abstufung zwischen Menschen, die leiden und Menschen, die Leid lindern, kann es in christlicher Vorstellung nicht geben. Beide sind in gleichem Maß davon abhängig, dass Gott ihnen (z.T. durch Mitmenschen) Hilfe gewährt.<sup>6</sup>

Im Gegensatz zu klassischen theistischen Vorstellungen wird in Bezug auf den christlichen Gott nicht von vollständiger Impassibilität und Immutabilität ausgegangen, sondern sowohl seine fundamentale (Sterben und Tod) als auch seine soziale Vulnerabilität (Isolation, Armut, Schwachheit, Schmerzen) betont.<sup>7</sup> Doch der Gott, der in Jesus Christus am Kreuz Todesqualen erlitt und starb, bleibt nicht dem Leiden verhaftet, sondern überwindet die zerstörerischen Mächte durch die Auferstehung. Damit ist dem Thema Schmerz ein kategorialer Unterschied zwischen Gott und Mensch inhärent. Auf diesem Hintergrund gelingt es, die göttliche Affiziertheit als eine Kraft zu verstehen, die Leben ermöglicht und damit ein konstruktives Widerlager zur Lehre von der Bedürftigkeit und Sündhaftigkeit des Menschen bildet. Diakonie kommt damit in einem Zwischenbereich zu stehen: Sie ist Teil der irdischen Welt mit Schmerzen, Versagen und Tod, erfährt aber auch Freude, Kraft

5 Vgl. Albrecht, Christian: »Diakonie als gesellschaftliche Praxis des Öffentlichen Protestantismus. Theologische Überlegungen zur Bedeutung der Diakonie für soziale Kohäsion«, in: ders. (Hg.), *Was leistet die Diakonie fürs Gemeinwohl? Diakonie als gesellschaftliche Praxis des Öffentlichen Protestantismus*, Tübingen: 2018, S. 81-104, hier S. 93.

6 Vgl. »In jedem Helfer steckt ein Hilfsbedürftiger, in jedem Hilfsbedürftigen steckt ein Helfer:« Klessmann, Michael: »Von der Annahme der Schatten. Diakonie zwischen Anspruch und Wirklichkeit«, in: Volker Herrmann/Martin Horstmann (Hg.), *Studienbuch Diakonik Bd. 2. Diakonisches Handeln diakonisches Profil diakonische Kirche*, Neukirchen-Vluyn: 2006, S. 185-198, hier: S. 197.

7 Vgl. Keller, Catherine: »Über das Geheimnis. Gott erkennen im Werden der Welt. Eine Prozesstheologie«, Freiburg im Breisgau: 2013, 186ff.

und Lebendigkeit. Sie leidet an den Phänomenen der irdischen Vergänglichkeit und nimmt zugleich Anteil am schon jetzt wirksamen Hoffnungsglauben auf eine Neuschöpfung ohne Leid und Schmerzen, was sich in der Gestalt von Linderung, Versöhnung und Heilung manifestiert.

Wenn Diakonie Schmerzen begegnet, tut sie dies also auf dem Hintergrund eines Menschenbildes, in dem neben Freiheit und Würde auch Verletzlichkeit und Endlichkeit mitgedacht sind und im Auftrag eines Gottes, der sich diesem »Existential des Unvollkommenen«<sup>8</sup> aussetzt und es in sein rechtfertigendes und erlösendes Handeln aufnimmt. Eine diakonische Auseinandersetzung mit dem Thema Schmerz gründet demnach auf den beiden Themenbereichen Schöpfung und Erlösung.<sup>9</sup> In der ersehnten wie der gewährten Hilfe äußert sich Gottes Wirken, das den geschaffenen Menschen nicht in seinem Versagen und den möglicherweise daraus sich entwickelnden Schmerzen belässt, sondern auf diese Erlösungsbedürftigkeit aus Gnade antwortet.

#### 4. Das Leiden am Schmerz der anderen

Diakonie und Caritas hören in der Not des Anderen einen Aufruf zum menschenfreundlichen Hilfehandeln und erblicken gerade darin Gott selbst (vgl. Mt 25,31-46), denn »Antwort auf den Anderen und seine Not ist damit auch Antwort auf Gott und sein in den Geboten ergangenes Wort. Diakonie als akkusativisch aufgefasste Antwort und Dienst am Anderen ist damit ›Gottesdienst‹ und Nach-Folge.«<sup>10</sup> Dieser diakonische Gottes-Dienst ist geprägt von einer Hoffnungsperspektive, die das Wissen um die Bedürftigkeit des Menschen nicht übertüncht, sondern gerade im Schmerz den sehnsvollsten Ruf nach Heil(ung) hört.

Da es sozial Benachteiligten, wie sie die Arbeit der Bahnhofsmissionen prägen, schwerer möglich ist, die schmerhaften und brüchigen Seiten ihrer Existenz zu verbergen, bedeutet diakonische Arbeit mit ihnen stets, in besonders intensiver Weise davon berührt zu werden: Diakonie geschieht nicht im klinisch-reinen Raum, sondern erfordert die »Bereitschaft, sich ›schmutzig‹ zu machen.«<sup>11</sup> Im

8 Dinzinger, Birgit S.: »Wenn der Andere ins Helfen einfällt«. Eine Begegnung zwischen der Diakoniewissenschaft und dem Werk Emmanuel Levinas'. Unveröffentliche Dissertation, Ruprecht-Karls-Universität Heidelberg: 2016, S. 135f.

9 Hoburg, Ralf: »Theologie in der Sozialarbeit als andere Perspektive auf den Gegenstand des Helfens«, in: ders., Theologie der helfenden Berufe, Stuttgart: 2008, S. 11-27, hier: S. 19f.

10 S. B. Dinzinger: 2016, S. 127.

11 Haslinger, Herbert: Diakonie. Grundlagen für die soziale Arbeit der Kirche (= UTB Band 8397), Paderborn: 2009, S. 319. Im Jargon der Mitarbeitenden der Bahnhofsmissionen hat sich die Rede von »olfaktorischen Herausforderungen« eingeprägt, die dieses Phänomen ausdrückt. So erzählt ein Ehrenamtlicher: »Das war eine Dame, die ist verwirrt im Zug aufgegriffen wor-

wörtlichen und übertragenen Sinne haftet sich Schmutz und Schmerz des Bedürftigen an die diakonisch Helfenden an, so dass sie sich schließlich selbst auf der Seite der vom Leben Geplagten wiederfinden können.

Haslinger konkretisiert dieses Leiden am Schmerz der anderen in folgenden Aspekten:

»Wer sozial randständigen Menschen hilft und sich auf deren prekäre Lebenssituation einlässt,

- muss Kompromisse schließen, weil die Betroffenen schlicht aufgrund ihrer Bedingungen und Fähigkeiten nicht alles so annehmen und verwirklichen können, wie man sich das als Helfender idealerweise vorstellt;

- muss oft zufrieden sein, wenn zumindest in einer Hinsicht eine Besserung der Situation eintritt, und muss es aushalten können, dass manch andere Facetten im Leben des Betroffenen (vorerst) im Argen bleiben; [...]

- muss schließlich an sich selber immer wieder feststellen, dass man als helfende Person in der Nähe zu Notleidenden tatsächlich deren Sichtweisen und Einschätzungen ein Stück weit übernimmt, weil man eben die Welt aus ihrer Sicht wahrzunehmen lernt und dabei erkennt, was diese Sicht an Richtigem und Wahrrem enthält,

- und muss bei all dem erkennen: Die Nähe zu den Menschen ist nicht billig zu haben.«<sup>12</sup>

Schmerzsensible Diakonie ist vor aller Aktivität ein Leiden an der eigenen Passivität: Die Hilflosigkeit, nichts oder nicht viel tun zu können, verbindet zwar Helfende und Leidtragende, führt aber für sich genommen noch nicht in eine Hoffnungsperspektive. Der Schmerz der Betroffenheit in der Auseinandersetzung mit dem Anderen erzeugt eine Gleichzeitigkeit des Unvereinbaren: Es ist und bleibt der Schmerz des Anderen, aber in der Begegnung betrifft er auch die Helfenden. Diese Betroffenheit kann zum Kennzeichen eines konstruktiven Umgangs mit dem Leiden am Schmerz des Anderen werden, weil sie das, was trennt, bestehen lässt und zugleich in der begrenzten Begegnung eine neue Realität schafft, wie es die Erinnerung von Miep Gies an die einzige gemeinsam mit ihrer Freundin Anne Frank in deren Versteck verbrachten Nacht zum Ausdruck bringt:

»Annes Gesicht verriet Befriedigung. Sie fixierte mich scharf. Es wurde nicht ausgesprochen, aber wir beide wussten, dass ich für kurze Zeit die Schwelle überschritten hatte, die Außenstehende und Betroffene trennt; dass auch ich nun eine

---

den und die hatte – das war das erste Fremdwort, das ich in der Bahnhofsmission bei [Name Leiter] gelernt habe: eine olfaktorische Herausforderung.«

12 H. Haslinger: Diakonie. Grundlagen für die soziale Arbeit der Kirche. UTB Soziale Arbeit, Diakonie, Paderborn: 2009, 320.

solche endlos lange Nacht im Versteck aus eigener Erfahrung kannte. »Wirst du wieder mal hier übernachten?«, fragte sie.<sup>13</sup>

Mieps und Annes Lebenswelten blieben auch nach der gemeinsamen Nacht voneinander unterschieden. Was sie verband, war das Wissen darum und die Erfahrung der für einen Moment geteilten Realität, die nur möglicherweise »wieder mal« für beide Mädchen zu realisieren ist. Grundsätzlich war ihre Begegnung von der Trennung zwischen »Außenstehende und Betroffene« bestimmt. In allem Mit-Leiden bleibt also eine deutliche Distanz zwischen der Schmerzgeplagten und derjenigen, der sie sich in dieser Not anvertraut. Positiv kann diese Distanz als »Respekt vor der Andersheit des Anderen«<sup>14</sup> verstanden werden, weil sie ernst nimmt, dass in der Begegnung zwar gemeinsame Betroffenheit entsteht, das Leid und die Schmerzen aber Leid und Schmerzen des/der Anderen bleiben.

Helpende erleben sich in aller Passivität angegangen vom Leid des Anderen, ihm ausgeliefert und reagieren darauf nicht zuerst mit »trotzige[m] Demonstrieren der eigenen Stärken und Kompetenzen«<sup>15</sup>. Vielmehr ist es gerade das Erleiden der eigenen Passivität, aus dem heraus es möglich wird zuzuhören, offen und sensibel für das Gegenüber zu sein und sich dabei selbst verletzlich zu zeigen.

Neben konkreten Hilfeleistungen (eine Tasse Kaffee, ein Schlafsack, Unterstützung beim Ausfüllen eines Antrages etc.) erleben Mitarbeitende in der Bahnhofsmission auch Situationen, in denen nicht tätige Hilfe aus der Not gefordert ist, sondern Menschen ein Gegenüber suchen, (mit) dem sie ihr Leid und ihre Schmerzen (mit)teilen können, der diese Situation aushält und gerade darin für einen Moment Gemeinschaft entstehen lässt. Ein solches Dasein in der Not ist eine Begegnung auf Augenhöhe, in der sich beide Seiten ihrer Hilfsbedürftigkeit und Hilflosigkeit bewusst sind und sich dennoch einander aussetzen:

»An einem sehr »schwarzen« Tag, an dem ich keine Hilfe aus der Not erwarten konnte, sagte mir jemand: »Ich möchte dir so gern etwas sagen, was wirklich hilft; aber ich weiß doch auch nichts!« – Da hatte ich einen Begleiter in der Not. Da war ich nicht unten und der andere oben, mit dem Versuch beschäftigt, Brot per Seil oder schöne Wörter per Flüstertüte zu mir herabzulassen. Da hatte ich einen Nebenmann, genauso ratlos wie ich. Hilfe kann also darin bestehen, daß ich nicht »etwas« gebe (Tabletten, Worte), sondern daß ich mich zur Verfügung stelle.«<sup>16</sup>

13 Gies, Miep: *Meine Zeit mit Anne Frank*, München: 1987, S. 135.

14 A. Bieler, Andrea: »Verletzliches Leben. Horizonte einer Theologie der Seelsorge. Arbeiten zur Pastoraltheologie, Liturgik und Hymnologie«, Göttingen: 2017, 179.

15 Evers, Ralf / Mummert, Louise: »Wer war diesem der Nächste? Oder: Wenn Gott ins Helfen einfällt«: 2008, 39.

16 Bach, Ulrich: *Boden unter den Füßen hat keiner. Plädoyer für eine solidarische Diakonie*, Göttingen: 1980, S. 135-136.

In dieser Weise ist das Leiden am Schmerz der Anderen unverzichtbarer Bestandteil jeder diakonischen Haltung.

## 5. Die Schmerzen im Helfen

Eine zu diesem Leiden an der Passivität nur scheinbar konträre Erscheinungsform des Leidens am Helfen stellen die Folgen potentieller Überforderung dar, die ebenfalls jeder diakonischen Beziehung innewohnt. Sie hat ihren Grund darin, dass Not prinzipiell grenzenlos erscheint und mit der Würde jedes Menschen ein Recht auf bedingungslose Hilfe verbunden ist,<sup>17</sup> das Helfen selbst aber keine »innere Grenze kennt«<sup>18</sup>, sodass Moos in diesem Zusammenhang von »Erwartungsüberschüssen, die Helfende wie Hilfempfangende gegenüber dem Helfen haben«<sup>19</sup>, spricht. Dem grenzenlosen Recht auf Hilfe und der tendenziellen Grenzenlosigkeit von Notsituationen tritt ein in mehreren Dimensionen begrenztes Agieren aus Nächstenliebe entgegen. Helfenden stehen als geschöpfliche Wesen die eigenen Ressourcen und Handlungsmöglichkeiten nicht unbegrenzt zur Verfügung.<sup>20</sup> Mit dem Doppelgebot der Liebe ist die christliche Nächstenliebe von Anfang an an die »Selbstliebe als ausgleichendes Gegengewicht«<sup>21</sup> gebunden, die sich »in Selbstannahme, Selbstachtung, Aufmerksamkeit und im Selbstvertrauen ausdrückt«<sup>22</sup>.

Neben biologischer, soziologischer und soziobiologischer Kritik am Modus des Helfens wird in der Diskussion immer wieder als psychologisches Argument angeführt, dass dem Helfen selbstausbeuterische und überfordernde Tendenzen innewohnen, die in Formen der Machtausübung über die Schwächeren oder im völ-

17 Vgl. Furler, Frieder: Diakonie – eine praktische Perspektive. Vom Wesensmerkmal zum sichtbaren Zeichen der Kirche, Zürich: 2012, S. 26–27.

18 Moos, Thorsten: »Diakonische Kultur. Von der Popularität einer Programmformel«, in: PrTh 4: 2015, S. 220–225, hier: S. 222.

19 T. Moos: »Religiöse Rationalität des Helfens. Systematisch-theologische Beiträge zu einer Theorie diakonischer Praxis«, in: ZEE: 2019, S. 104–116, hier: S. 105.

20 Vgl. Diakonisches Werk der Evangelischen Kirche in Deutschland e. V.: Charakteristika einer diakonischen Kultur. Stärkung des diakonischen Profils. Diakonie-Texte Dokumentation, Stuttgart: 2008, S. 10–11: »Die Praxis der Nächstenliebe, insbesondere wenn sie als Handlungsmaxime gedacht wird, hat ihre Grenze an unserer Geschöpflichkeit. Hilfe wird von endlichen Menschen geleistet, die nicht perfekt sein können. Achtsamkeit für den Nächsten geschieht mit begrenzten Informationen, mit begrenzten Möglichkeiten an Zeit, Kompetenz, Mitteln und auch nur mit einer begrenzten Motivation. In die Gestaltung einer ›Kultur des Helfens‹ muss der bewusste Umgang mit Grenzen und Defiziten einbezogen werden. Das bewahrt einerseits vor Überforderungen und verweist andererseits auf den Horizont des Glaubens.«

21 F. Furler: 2012, S. 26–27.

22 A. Bieler: 2017, S. 210.

ligen Verlust der Distanz zu ihnen münden und schließlich pathologisch werden können.<sup>23</sup>

Wie schwer es Mitarbeitern fallen kann, eine Grenze zwischen einer würdevollen Behandlung des Gastes und der Abgrenzung der eigenen Person zu ziehen, zeigt folgende Szene:

Bei einer Dienstbesprechung einer Bahnhofsmission wird über das Hausverbot eines regelmäßig randalierenden und eingekoteten Mannes diskutiert. Ein Mitarbeiter wendet ein: »Im Grunde genommen kann er einem leidtun. [...] Ich möchte ihm kein Hausverbot geben. Ich bin da befangen, weil ich ihn trotz allem in mein Herz geschlossen habe. Trotz allem ist er ein Mensch und ich möchte ihm mit Würde begegnen. [...] Ja, sein Betreuer hat auch schon gesagt, dann soll ich ihn doch mit nach Hause nehmen.« Worauf der Leiter betont: »Wir müssen uns da schützen.«

Darüber hinaus ist in Hilfssituationen schnell festzustellen, dass sich das Leiden nicht auf die einzelne Person beschränkt, sondern gesellschaftliche, ja weltweite Dimensionen annimmt. Nicht zuletzt deshalb sehen sich die kirchlichen Wohlfahrtseinrichtungen auch in der Verantwortung, auf gesamtgesellschaftliche Veränderungen<sup>24</sup> und einen weltweiten Aktionsradius<sup>25</sup> hinzuwirken, stehen damit aber auch in der Gefahr, an der Grenzenlosigkeit der Not zu verzweifeln. Adam betont in diesem Zusammenhang:

»Grundsätzlich ist es richtig und wichtig, mit dem größeren, entgrenzten Horizont zu beginnen und nicht sogleich die Begrenzungen zu suchen und als Erstes Grenzen abzustecken. Gleichwohl: Ist eine konsequente universale Orientierung im Blick auf die Handlungsmöglichkeiten realistisch und durchführbar? Ist es nicht so, dass bereits die eigene Verantwortung dadurch begrenzt ist, dass die finanziellen Möglichkeiten nicht endlos sind, und dass Beruf und gesellschaftliche Stellung einerseits Möglichkeiten eröffnen, die man nutzen kann, dass dadurch aber andererseits auch Grenzen gesetzt sind, die man nicht überspringen kann?«<sup>26</sup>

In der Arbeit der Bahnhofsmission ist die Auseinandersetzung mit der eigenen Ressourcenknappheit eine kontinuierliche Herausforderung. Im Gegensatz zu an-

23 Vgl. H. Haslinger: Diakonie. Grundlagen für die soziale Arbeit der Kirche. UTB Soziale Arbeit, Diakonie, Paderborn: 2009, 335.

24 S. z.B. die Mitgliedschaft der Bahnhofsmission in der Bundesarbeitsgemeinschaft Wohnungslosenhilfe e. V. und deren Stellungnahmen.

25 S. z.B. die enge institutionelle Verbindung des Hilfswerkes ›Brot für die Welt‹ mit der Diakonie, bzw. das Hilfswerk ›Caritas internationalis‹.

26 Adam, Gottfried: »Diakonisches Lernen als Beitrag zur Zivilgesellschaft«, in: Heinz Schmidt/Renate Zitt (Hg.), Diakonie in der Stadt. Reflexionen – Modelle – Konkretionen (= Diakoniewissenschaft Band 8), Stuttgart 2003, S. 135-143, hier: S. 136.

deren diakonischen Einrichtungen können sie ihre Arbeit nur in sehr wenige Fällen durch staatliche Leistungen refinanzieren, sind also auf Spenden und die Finanzierung durch ihren jeweiligen Träger (zumeist das örtliche Diakonische Werk und/oder ein Fachverband der Caritas) angewiesen, die wiederum selbst genötigt sind, wirtschaftlich zu handeln.

Eine Leiterin einer Bahnhofsmission äußert in einer kollegialen Runde:

»Ja und ich werde bezahlt wie ein Minijob. [...] Ich habe nur XX Stunden, die mir bezahlt werden, habe mittlerweile [...] locker über hundert Überstunden gemacht, plus da kommt noch was dazu. Wobei ich jetzt wirklich, wie gesagt, versuche den Juni so zu organisieren, dass ich auch ein oder zwei Wochen Urlaub machen kann oder Überstunden abbauen. Weil [...] wir mal Abstand brauchen [...], um einfach mal den Kopf freiblasen zu lassen.« Später im Gespräch ergänzt sie: »Aber ich merke bei mir auch ganz stark das Bedürfnis, ich möchte, dass meine Arbeit anders wertgeschätzt wird. Ich bringe super Voraussetzungen mit und werde mit einem Stundenlohn von XX Euro bezahlt, noch unter dem Erziehergehalt. Ich sage jetzt mal hier so im geschützten Kreise, das ist eigentlich eine Frechheit.«

Finanz- und Personalnot, was sich z.B. in Streichung von Stellendeputaten und Aufwandsentschädigungen der Ehrenamtliche oder der Erwartung, noch mehr Spenden einzuwerben und gleichzeitig keine weiteren Kosten zu erzeugen, äußert, schränkt Mitarbeitenden sowohl in ihrer Leistungsfähigkeit als auch in ihrer Leistungsbereitschaft ein. Dies führt teilweise zu Rückzug und Distanznahme von der Tätigkeit, teilweise aber auch zu dem Versuch, mit übermäßigem Eigenengagement den Mangel zu kompensieren.

Von beiden Seite droht dem Helfer damit schmerzvoller Abgrund: Entweder er stellt sich ganz auf die Seite der Not und erlebt beständig, wie seine Hilfe trotz größter Anstrengung und Selbstaufgabe immer defizitär bleibt (Burnout) oder er entgeht dieser Frustration, indem er »sich gegen jegliche Erwartung immunisiert<sup>27</sup> und aus Selbstschutz der Not des Anderen nur noch mit Zynismus begegnet (Coolout). Die Frage nach den Grenzen der Diakonie und der Reichweite der Nächstenliebe ist daher weiterhin ein offenes Problem.<sup>28</sup>

Deutlich ist, dass eine Balance nur gelingt, wenn die eigene Begrenztheit, die eigenen Schmerzen an dieser offenen Wunde in das diakonische Handeln integriert werden. Die Akzeptanz der Grenzen der eigenen Handlungsfähigkeit wird dabei als Symbol christlicher Hilfe insgesamt verstanden, weil sie auf beiden Seiten der Hilfeleistung zu stehen kommt. Aneinander lernen Helfende und Hilfsbedürftige, dass ihre Existenz nicht von den schmerzlichen Erfahrungen der Bedürftig-

27 T. Moos: 2019, S. 111.

28 G. Adam: Stuttgart: 2003, S. 136.

keit und des Nicht-Vermögens zu trennen ist. Mit der Einsicht in die bedingungslose Rechtfertigung des Sünder ist der christlichen Diakonie ein entlastendes Momentum inne, das die Aufgaben zwischen Mensch und Gott unterscheidet:

»Menschen können und sollen einander wohl helfen. Sich selbst oder andere erlösen können sie aber nicht. Die kritische Kraft des Evangeliums besteht darin, dass es unser menschliches Tun von soteriologischen Ansprüchen frei macht, die z.B. mit dazu beitragen können, dass es zu emotionaler Erschöpfung, zu Stress und Burnout kommt. Wir sollen einander zum Nächsten werden, aber nicht zum Gott.«<sup>29</sup>

## 6. Ansätze für eine schmerzsensible Diakonie

So unterschiedlich die Ursachen von Schmerzen und so unterschiedlich ihre individuellen Auswirkungen sind, gemeinsam ist ihnen das, was Grüny als »scheinbar triviale[] Tautologie« festhält: »Der Schmerz tut (jemandem) weh. Dieses Wehtun [...] ist es, was den Schmerz zum Schmerz macht«<sup>30</sup>, weil der Schmerz die als normal empfundene Erfahrung unterbricht oder gar zerbricht. Damit ist als entscheidendes Merkmal des Schmerzes seine Widrigkeit und die innere menschliche Abwehr gegen ihn bezeichnet. Den aufgeführten Aspekten entspringen daher bestimmte Impulse für einen angemessenen Umgang mit dem Thema Schmerz in diakonischen Vollzügen, die nun diesen Beitrag abschließend skizzenhaft vorgestellt werden sollen.

Nicht verwundern wird, dass sich im diakonischen Handeln jegliche Banalisierung von Schmerzen verbietet, auch wenn sie Formen der Glorifizierung oder Dämonisierung annimmt. Pauschale Sinnzuschreibungen an den Schmerz, zumal wenn sie von außen kommen, missachten, dass leibliche Existenz immer auch mit negativen Erfahrungen von Einschränkungen einhergeht, diese dem Menschen sozusagen mit seiner Geschöpflichkeit von Anfang an eingezeichnet sind. Außerdem verhindern derlei schnelle Antworten eine ernsthafte Auseinandersetzung mit den zerstörerischen und negativen Aspekten der Schmerzen. Die Kontraproduktivität solcher Banalisierungen wird dann deutlich, wenn Hilfe und Begleitung nur noch Formen der Leistungsoptimierung annehmen und auf ausbleibende Besserung nur mit Schuldzuweisungen reagiert wird. Wo Heilung und Linderung möglich ist, sollen diese – auch im Namen der Diakonie – selbstverständlich gewährt werden. Wo – aus welchen Gründen auch immer – dies aber nicht (vollständig) erreicht

29 Körtner, Ulrich H. J.: »Ethik des Helfens – aus theologischer Sicht«, in: ThBeitr. 2003, S. 306-322, hier: S. 319.

30 Grüny, Christian: Zerstörte Erfahrung. Eine Phänomenologie des Schmerzes. Wittener kulturwissenschaftliche Studien, Würzburg: 2004, 20.

werden kann, muss Diakonie sprach- und handlungsfähig bleiben, also in der Lage sein, dem Schmerz Raum und Stimme zu geben. Statt vorschneller Strategien zur Kontingenzbewältigung steht gerade im christlich begründeten Hilfethandeln »die Vertiefung der Kontingenzwahrnehmung«<sup>31</sup> im Vordergrund, die akzeptieren kann, dass bestimmte Situationen nicht mit menschlichen Befähigungs- oder Emanzipationsstrategien aufzulösen sind, sondern unverfügbar bleiben.<sup>32</sup>

Sozialarbeiterisch tätige Diakonie verzichtet dabei auf Voraussetzungen und Erwartungen gleichermaßen. Die Menschenwürde des Bedürftigen allein genügt, so dass er keine weiteren Voraussetzungen, letztlich nicht einmal die Bereitschaft, sich helfen zu lassen, in die Begegnung mitzubringen hat. Gemeinsame Betroffenheit und die daraus erwachsenen Hilfsangebote entstehen aus der absichtslosen Begegnung und behalten diese Erwartungslosigkeit bis zu ihrem Ende bei. Neben der Wahrnehmung des Anderen als Subjekt, das eigenständig über seinen Weg entscheidet, liegt die Ergebnisoffenheit diakonischen Handelns auch in diesem Verzicht auf Erwartungen begründet.

Dies bedeutet aber mitnichten, dass Diakonie angesichts von Schmerzen in Hilflosigkeit verharrt. Gerade im Hinblick darauf, dass Schmerz die Artikulations-, Handlungs- und Beziehungsfähigkeit der Leidenden massiv einschränkt, darf sich diakonische Begleitung nicht der damit gestellten Aufgabe entziehen: Gemeinsames und stellvertretendes Klagen können ebenso wie die hohe Kunst des Schweigens hier Perspektiven eröffnen. Zum einen führt die artikulierte Klage aus der individuellen Betroffenheit und Isolation hinaus in die Begegnung mit anderen Menschen und wird so zu einer Angelegenheit der Gemeinschaft. Dieser zurückeroberte Raum in der Gesellschaft kann für einen in seinem Schmerz isolierten Menschen notwendige Ressourcen wie Selbstvertrauen, Würde und Hoffnung eröffnen. Zum anderen drückt die Klage die im Schmerz fraglich gewordene Beziehung des Leidtragenden zu Gott aus. Klage verhallt im Raum der Diakonie nicht im Leeren, sondern ist zielgerichtet an Gott, der sich ihr aussetzt und damit wieder an- und begreifbar werden kann. Klage vermag beide für das christliche Menschenbild entscheidenden Sozialitäten des leidenden Menschen zu restituieren: die zu seinen Mitmenschen und die zu Gott.

In der Präsenz des Helfenden, auch im Moment der Klage, kommt dann seine Affiziertheit mit dem Leid, d.h. seine Betroffenheit zu stehen. Die Erfahrung, dass ein anderer sich dem eigenen Schmerz verfügbar macht und ihm standhält, kann dann zu einer Gegenstimme inmitten der Vereinsamung, Sprachlosigkeit und des zerbrochenen Welt- und Selbstbildes werden. Wenn Schmerzen ein Fraglichwerden nicht nur des eigenen Leibes, sondern auch des gesamten Selbstbildes be-

31 A. Bieler: 2017, S. 207.

32 Vgl. Karle, Isolde: »Sinnlosigkeit aushalten! Ein Plädoyer gegen die Spiritualisierung von Krankheit«, in: WzM 61/1 (2009), S. 19-34.

deuten, wird das Gefühl, verstanden und anerkannt zu werden, zur unbedingten Voraussetzung für ein neues Verständnis seiner Selbst. »Erfährt man sich durch einen anderen verstanden und anerkannt, vermag man sich selbst wieder neu zu erkennen und zu verstehen.«<sup>33</sup> Die Gemeinschaft, die Betroffenheit und Mitleid in der »Wegbegleitung«<sup>34</sup> konstruieren, wird dabei zur ersten Erfahrung dieser neuen Beziehung der Leidenden auch zu ihrer Umwelt und zu Gott.

Diese im Aufdecken und Lindern von Notständen erfahrbar gemachte Gemeinschaft kann dann auch den Umgang der Helfenden mit den eigenen Schmerzerfahrungen und Grenzen konstruktiv prägen. Eine humane Faszialkultur,<sup>35</sup> die nicht weg- oder übersieht, sondern eine Begegnung von Angesicht zu Angesicht beabsichtigt, eröffnet gegenseitig Räume, neben den Schmerzen auch die diversen Grenzen wahrzunehmen. »Wenn die Brüchigkeit und Begrenztheit diakonischen Wollens und Handelns zur Sprache kommt, kann eine neue Form der Solidarität sowohl unter den Mitarbeitern als auch zwischen Helfern und Hilfsbedürftigen entstehen.«<sup>36</sup> Gelingt dies, hat die gemeinsame Einsicht in die bleibende Fragmenthaftigkeit irdischen Lebens tatsächlich entlastende und befreieende Impulse und führt sowohl die Schmerzgeplagten wie auch die Hilfsbereiten aus dem oben aufgezeigten Dilemma zwischen Fatalismus und Hyperaktivität.

Ist bei den Bedürftigen ein solches Verständnis für die Begrenztheit der Hilfe nicht auf den ersten Blick gegeben, ist das Gut der Kollegialität umso höher einzuschätzen. Eine Mitarbeiterkultur, die das eigene Handeln grundsätzlich im Rahmen der Begrenztheit versteht, um die gegenseitigen Grenzen und Schwächen weiß, dabei füreinander einsteht und sogar Fehler ver-schmerzen kann, stellt den unverzichtbaren Rahmen für diakonisches Handeln dar, das vor Schmerzerfahrungen nicht kapituliert.

33 Weber, Dieter: »Der Leib als Ort des Selbst-, Sozial- und Gottesbezuges in der Erfahrung von Kranksein und Gesundwerden in biblischer Tradition«, in: R. Hoburg: 2008, S. 139-167, hier: S. 141.

34 Ein Ehrenamtlicher: »Und jetzt in diesem Moment, wo ich sie vom Bahnhof ins Obdachlosenheim bringe, sind wir für kurze Zeit Wegbegleiter.«

35 Vgl. zum Begriff: Bammel, Christina-Maria: Aufgetane Augen – Aufgedecktes Angesicht: Theologische Studien zur Scham im interdisziplinären Gespräch (= Öffentliche Theologie, 19), Gütersloh: 2008, S. 84.

36 M. Klessmann: 2006, S. 196.